

Querverlag

Karen-Susan Fessel

Abenteuer und Frauengeschichten

Erzählungen

© Querverlag GmbH, Berlin 2006

Erste Auflage März 2006

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung einer Fotografie von getty images.

Druck und Weiterverarbeitung: Druckhaus Köthen

ISBN 3-89656-127-8

Printed in Germany

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH, Akazienstraße 25, D-10823 Berlin

<http://www.querverlag.de>

Inhalt

Ich weiß, was ich kann	7
Cora kennt sich aus	27
Lesen in Leipzig	45
Einfach zu jung	61
Abenteuer und Frauengeschichten	85
Ein Haus steht dort, wo man es hinbaut	103
Fühlen wie mit siebzig	127
Was ich von dir weiß	147
Die Parade der Postarbeiterinnen	153
Tante Ruth aus Ottawa	169
Frühauff, Gronbach und Partner	183
Meine Welt	197
Stille Beute	225

Meine Welt

Ich habe noch nie gern renoviert. Diese scheußlichen Dämpfe, überall Schmutz und Farbtropfen, die einem genau ins Auge klecksen, wenn man gerade nach oben blickt – nein, das ist nicht meine Welt. Meine Welt ist eher das Denken. Die Sprache, das Feingeistige. Ich bin, so könnte man es sagen, vermutlich die klassische Intellektuelle.

Und das bin ich immer noch, auch wenn sich sonst alles verändert hat. Mein Leben. Die Dinge, die mir etwas bedeuten. Die Menschen, mit denen ich mich umgebe. Kurz gesagt: Meine Welt hat sich verändert. Und ich mich wahrscheinlich auch.

Es begann an einem ziemlich trüben Tag Anfang November in der Wohnung, in der ich jetzt lebe. Damals hatte ich sie gerade von Renate, einer entfernten Bekannten, übernommen und beschlossen, sie frisch streichen und renovieren zu lassen, bevor ich einzog. Eine weitere Freundin hatte mir einen Malerbetrieb empfohlen, der auch – das war mir wichtig – Frauen beschäftigt, und nach ein paar

Telefonaten war ich mit dem Chef handelseinig geworden. Er schickte mir eine Angestellte, die verschiedene kleine Schönheitsreparaturen und die Malerarbeiten erledigen würde. Ich hatte höchstens eine Woche dafür veranschlagt, denn ich hatte vor, tatkräftig mit anzupacken und mir dafür extra freigenommen.

An einem Montag im November kam sie also die Treppe hinauf, morgens um acht. Ich erwartete sie bereits an der offenen Wohnungstür, und als ich ihren dichten, dunklen Haarschopf über dem Treppenabsatz auftauchen sah, straffte ich die Schultern.

„Guten Morgen“, rief ich ihr entgegen. „Sind Sie die junge Dame von der Firma Zeske?“

Sie sah zu mir auf und stieg gemächlich weiter die Treppe hoch, und ich konnte sehen, dass sie saubere Arbeitskleidung trug – ein Flanellhemd mit einer Weste darüber, schwere dunkle Cordhosen und Stiefel –, dazu einen Werkzeugkasten in der linken Hand und Farbeimer samt Zubehör in der rechten. Wie ein Päckesel beladen kam sie die Treppe hinauf und lächelte mich dabei schief an, und etwas in diesem Lächeln brachte mich aus der Fassung.

„Ja, klar, det bin ick“, sagte sie, als sie oben angekommen war, und stellte ächzend ihre Last ab. „Reckner, mein Name, von der Firma Zeske. Und Sie sind Frau Willen?“ Ich heiße Villain, aber sie sprach meinen Namen, der von hugenottischen Einwanderern abstammt, falsch aus, das heißt auf die typische Berliner Art: „Willen“ statt französisch langgezogen „Wi-jähn“. Trotzdem verbesserte ich sie nicht. Sonst korrigiere ich die Leute immer; täte ich es nicht, dann wüsste bald niemand mehr, wie man diesen altehrwürdigen Namen, der ja auch für Geschichte und Verfolgung steht, ausspricht. Aber bei ihr traute ich mich nicht recht. Sie sah so ... so imposant aus.

Also nickte ich bloß und reichte ihr die Hand, und sie nahm sie und drückte sie fest, fast ein bisschen zu fest. Zum Glück ließ sie schnell wieder los.

„So, was steht denn an?“, fragte sie und griff wieder nach ihrem Werkzeugkasten.

Ich trat einen Schritt zurück, um sie vorbeizulassen. Der Eingang war eng, und ihre Schulter stieß leicht gegen meine, als sie sich an mir vorbeizwängte. „So, denn woll'n wa mal zusehen, dat wir uns jut vertragen, wir zwee beede“, sagte sie, ging in die Küche und stellte ihre Werkzeugkiste mit Schwung auf die Fensterbank. „Immerhin müssen wa nu ne janze Woche miteinander auskommen.“ Sie lächelte erneut, und diesmal entblöbte sie dabei eine ziemlich große Lücke zwischen den Vorderzähnen.

„Richtig“, sagte ich. „Das ... äh ... das ist richtig.“

Sie nickte und enterte mit forschenden Schritten das Wohnzimmer. Mit fachmännisch in die Hüften gestützten Fäusten betrachtete sie die Fensterbänke, auf denen sich alte Farbschichten wie Miniaturgebirge erhoben, die verzogenen Türen und die verschlissene Tapete. Dann trat sie zu meinem zukünftigen Schlafzimmer und lugte hinein. „Sieht schlimm aus, aber ach, det kriegen wir schon“, sagte sie. „Is ja nich so ville, wa?“

„Nee, is nich so ville.“ Noch während ich mir verlegen auf die Lippen biss, drehte sie sich um und betrachtete mich nachdenklich von oben bis unten. Ich spürte, wie mir warm wurde. Und als sie wieder lächelte, wurde mir noch schwindlig dazu. „Denn würd ick mal sagen, wir besprechen jetzt mal janz in Ruhe, wat Sie vorhaben, und denn legen wa los“, sagte sie.

Wir verfuhrten, wie sie vorgeschlagen hatte. Zunächst legten wir die notwendigen Tätigkeiten und ihre Reihenfolge fest, dann klärten wir gemeinsam, welche Aufgaben ich als nicht sonderlich versierte Handwerkerin erledigen konnte. Viel blieb für mich nicht übrig: Tapetenreste von der Wand zupfen, Ecken und Zierleisten streichen. Und putzen natürlich. „Det müssten Sie ooch schaffen“, sagte sie zufrieden und zog ihre Cordhose hoch, „det kriegen in der Regel sogar Kinder janz jut hin.“

Ich nickte eifrig. Ich war einverstanden, natürlich war ich einverstanden. Erstens war sie die Fachkraft, und zweitens ... zweitens wäre ich vermutlich mit allem einverstanden gewesen, was sie mir aufgetragen hätte.

Als sie dann ihre Jacke auszog, die Hemdsärmel aufkrempelte und begann, ihre Werkzeuge auszupacken, konnte ich nicht umhin, sie verstohlen zu beobachten.

Unter ihrem Flanellhemd trug sie ein gelbes T-Shirt, unter dem sich ihre Armmuskeln deutlich abzeichneten. Solche Muskeln hatte ich noch nie bei einer Frau gesehen. Überhaupt war sie sehr kräftig, fast stämmig, mit einem im Grunde nicht sonderlich ansprechenden Gesicht, das von einer ziemlich großen Nase mit einem Höcker in der Mitte dominiert wurde, die überdies aussah, als wäre sie mehrfach gebrochen gewesen. Sie hatte Aknenarben auf den Wangen, und ihre Augen waren braun, einfach ganz normal braun, langweilig braun eben. Die Haare trug sie vorne und oben kurz, wohingegen sie sich im Nacken ringelten. Früher hätte man so etwas als Vokuhila-Frisur – vorne kurz, hinten lang – bezeichnet. Nur Proll-Lesben hatten solche Frisuren getragen.

Trugen sie wahrscheinlich immer noch; ich hatte keine Ahnung. Mit solchen Frauen hatte ich nichts zu tun, nie zu tun gehabt, pröllige Lesben existierten nicht in meiner Welt, das waren Frauen, die ich gelegentlich beim Ausgehen entdeckte und geflissentlich übersah, laute, ungeschlachte Gestalten mit schlechtem Geschmack, dafür ohne Manieren und politisches Bewusstsein. Frauen, die andere Frauen schamlos anglotzten, dumme Witze rissen und Schlägereien anzettelten. Frauen, die auf Demos Schnapsflaschen schwenkten statt Banner mit gesellschaftskritischen Parolen. Frauen, die in Stadtteilen wie Wedding oder Neukölln wohnten, in die ich nie im Leben gezogen wäre, in spießig ausgestatteten Wohnungen, die ich niemals freiwillig betreten hätte. Frauen, die in Fitnessstudios ihre Muskeln trainierten und Skat spielten und mit einem Fanschal um den

Hals im Olympiastadion Hertha-Spiele besuchten. Frauen, die Berufe ausübten wie Verkäuferin oder Autoschlosserin oder eben Handwerkerin. Frauen, die abends auf ihren blumengemusterten Sofagarnituren über dümmliche Serien im Fernsehen lachten und dabei Chips futterten. Frauen, die anderen Frauen hinterherpiffen und in Diskotheken schamlos herumknutschten. Frauen, die sich Knutschflecken machten und die auch noch stolz herzeigten. Frauen, die auf festen Rollenverteilungen beharrten und ihre Freundinnen an der Hand hinter sich herzogen und sich nicht scheuten, ihnen auf den Hintern zu klatschen und sie „Schatzi“ oder „Mausi“ oder „Püppchen“ zu rufen. Frauen, die auf der Tanzfläche ungeniert Fickbewegungen machten und mit ihren Freundinnen auf der Toilette Sex hatten, Frauen, die ...

„Ist noch was?“

Erschrocken zuckte ich zusammen. Meine Handwerkerin sah mich fragend an. Ich starrte wie hypnotisiert in ihre braunen Augen und schüttelte stumm den Kopf. Schließlich fand ich die Sprache wieder.

„Nein“, sagte ich. „Nein, ich ... ich fang dann mal an. Wenn was ist, rufen Sie mich einfach.“

Sie verzog ihren breiten Mund zu einem amüsierten Lächeln und zuckte mit den Schultern. „Ja, genau“, sagte sie, und ich wusste nicht, worüber sie eigentlich lächelte, „wenn was ist, rufe ick Sie. Aber es wird schon nichts sein.“

In den nächsten Stunden arbeitete sie in der Küche, zog alte Tapete von der Wand, kratzte Farbreste ab und strich die Wände, während ich mich im Wohnzimmer bemühte, einigermaßen nasenfreie Ecken zu streichen.

Es war, als würde in meiner Küche ein fremdartiges Wesen herumspringen, das ich heimlich belauschte. Ab und zu warf ich einen Blick zu ihr hinein, und jedes Mal lächelte sie freundlich zu mir auf.

„Na, allet klar?“

„Ja, doch, geht schon“, antwortete ich und zog mich rasch wieder zurück.

Ich hatte keine Ahnung, worüber ich mich mit ihr unterhalten sollte. Worüber redete man denn auch mit so einer Person?

Nach einer Weile ertappte ich mich dabei, dass ich angefangen hatte, auf die Geräusche zu hören, die aus der Küche kamen. Wenn sie pfiiff, verharrte ich mitten in der Bewegung, wenn sie beim Abhobeln der Fensternuten ächzte, durchfuhr mich ein wohliger Schauer, und wenn sie gähnte, zitterte ich. Und als ich hörte, wie sie geräuschvoll aus einer Wasserflasche trank, musste ich die Augen zumachen.

Schließlich, um kurz nach sechzehn Uhr, kam sie zu mir herein. „Ick mach jetzt Feierabend“, sagte sie und betrachtete ausdruckslos mein Werk. Die Ecken waren fertig gestrichen, fast ganz ohne Nasen, und auch die Zierleisten hatte ich halb übermalt. „Sieht doch jut aus“, sagte sie, und dann zog sie die Brauen hoch. „Ick würde nur vorschlagen, dat Sie den Pinsel lieber über den Farbeimer halten. Oder 'ne Zeitung unterlegen. Sonst müssen Sie nachher so viel wischen.“ Verständnislos sah ich sie an, und sie zuckte mit den Schultern, griff leicht nach meiner Hand, in der ich den Pinsel hielt, und schwenkte sie behutsam zur Seite. Verlegen betrachtete ich die Farbspur, die mein tropfender Pinsel auf dem Fußboden hinterlassen hatte.

„Danke“, sagte ich, und meine Kehle war merkwürdig trocken.

Sie hatte mich berührt. Sie hatte mich angefasst. An der Hand. Am liebsten hätte ich sie gebeten, es noch einmal zu tun.

„Ich ... ich mache dann auch Schluss für heute“, sagte ich stattdessen.

Sie nickte. „Sagen Sie mal, ick muss noch wohin. Kann ick meine Arbeitssachen mal hierlassen?“, fragte sie. „In der Ecke da, wo sie nicht stören?“

Erst jetzt bemerkte ich, dass sie nicht mehr ihre Arbeitsklamotten trug, sondern klobige Sportschuhe, überweite

Jeans und eine olivgrüne Bomberjacke, unter der ein Pullover mit dem Logo eines Sportartikelherstellers hervorlugte. Nicht eines dieser Kleidungsstücke hätte ich freiwillig angezogen, auch nicht für viel Geld. Das, was sie da trug, war reinster Neukölln-Schick. So liefen die türkischen Jungs rum. Aber doch keine Frau in den Dreißigern! Fehlte nur noch das Basecap.

„Nein, das ist ... das geht in Ordnung.“ Ich machte Anstalten, den Pinsel auf den Farbeimer zu legen, aber sie nahm ihn mir aus der Hand, streifte die überschüssige Farbe sorgfältig am Eimerrand ab und wickelte den Pinsel dann mit einer schnellen Bewegung in ein Stück Frischhaltefolie ein. „So ist det besser, denn trocknet die Farbe nicht ein und morgen jeht et denn frisch ans Werk.“

Ich nickte wortlos. Jetzt, wo sie so dicht vor mir stand, konnte ich sehen, dass ihre Augen gar nicht normal braun waren. Und langweilig braun schon gar nicht. In ihrer Iris tanzten nämlich kleine goldene Flecken. Wie Feuerfunken, winzige Feuerfunken.

Sie legte den Kopf schief und lächelte schon wieder dieses seltsame Lächeln, dann trat sie zurück. „Jut, bis morgen denne! Um achte, oder?“

„Genau. Ich bin um acht hier.“

Ich begleitete sie zur Tür und sah zu, wie sie ein Basecap mit einem asiatischen Schriftzug darauf aus der Tasche zog, es verkehrt herum aufsetzte und dann mit polternden Schritten die Treppe hinuntersprang. Auf dem Absatz drehte sie sich noch einmal um und winkte mir zu, dann war sie verschwunden. Ich schloss die Tür hinter ihr, lehnte mich dagegen und betrachtete die staubigen Fußabdrücke, die ihre Arbeitstiefel auf den rissigen Dielen hinterlassen hatten.

Mir war seltsam zu Mute. Als ich die Augen schloss, sah ich sie vor mir, wie sie die Treppe hinuntersprang, in ihrer prölligen Kleidung.

Aber Tatsache war, dass diese Klamotten ihr standen.

Ich ging zurück in die Küche und betrachtete den Kleiderhaufen, den sie fein säuberlich auf der Fensterbank gestapelt hatte. Dann hob ich das gelbe T-Shirt auf, das sie unter dem Flanellhemd getragen hatte, und hielt es mir an die Nase. Es roch gut, nach Weichspüler mit Frühlingsduft. Wenn ich mich ganz stark anstrengte, vermeinte ich einen Hauch frischen Schweißes zu riechen, aber vielleicht täuschte ich mich auch. Seufzend legte ich das T-Shirt zurück. Wohin sie jetzt wohl unterwegs war? Zu einer Verabredung mit ihrer Freundin? Oder vielleicht war sie ja auch gar nicht lesbisch, vielleicht war sie verheiratet und hatte zu Hause einen ganzen Stall voller Kinder?

Ich hatte keine Ahnung. Aber eins wusste ich: Ich wollte es herausfinden.